

U  
N  
K  
E  
N

Lou Bihi



# AMAZONAH



*roman*

*mit Illustrationen von Daniel Horowitz*

LESEPROBE



Lou Bihl

# Amazonah

Leseprobe

U N K E N

## Worum es geht:

Während *sie* den Traum von einer Karriere als Cartoonistin begraben hat, träumt *er* noch immer vom Durchbruch als Autor. Im richtigen Leben leitet Anna mit Ende vierzig als Chefgynäkologin ein Kinderwunschzentrum, Minimalist Ben jobbt mit Mitte dreißig als Taxifahrer und Teilzeitreporter. Nach einer Pressekonferenz trifft Amors Pfeil. Sie entdecken ihre gemeinsame Leidenschaft für Graphic Novels und planen zusammen ein Buch über Minimalismus.

Zeitgleich breitet sich eine Pandemie vom Amazonas über die Welt aus und bringt zehn Prozent der Erkrankten jeden Alters den Tod. Auch für die Überlebenden birgt das HeLiPa-Virus eine ungeahnte Zeitbombe in sich. Was für die Menschen zur Katastrophe wird, gibt Gesundheitsminister Arian Preuss die willkommene Chance, sich als Kandidat der Echten Liberalen im Wahlkampf zu profilieren, unterstützt von seiner Frau Mechthild Petri, Staatssekretärin und Medizinerin mit eigenen politischen Ambitionen.

Mechthild zieht ihre Gynäkologin und Geburtshelferin Anna, die auch eine ausgewiesene Expertin in Reproduktionsmedizin ist, mitten hinein in den politischen Strudel. Doch dieses Engagement droht Annas Glück mit Ben zu zerstören ...



## 29. August (Kapitel 11)

Eigentlich hatte Anna den Vortrag kurz vor dem Kongress für Reproduktionsmedizin nicht übernehmen wollen, doch die Einladung machte neugierig. *Females for Future* stand auf altmodischem Hochglanzpapier, im Wasserzeichen ritt eine Amazone auf einem Motorrad. Darunter: *Private, überparteiliche Interessenvereinigung von Frauen mit dem Ziel einer kontinuierlichen Einbringung der weiblichen Perspektive in alle Schlüsselstellen der nationalen und internationalen Politik, die bei wesentlichen Herausforderungen unserer Zeit an der Eindimensionalität männlichen Denkens gescheitert ist.*

Zudem war Anna gespannt auf MM, die Mysteriöse, eine schillernde Gestalt, die als Inhaberin eines Imperiums für medizinischen Bedarf bei der COVID-19-Pandemie mit der kurzfristig hochgezogenen Produktion von Schutzkleidung und Partikelmasken angeblich zu sagenhaftem Reichtum gelangt war. Kürzlich hatte sie nur knapp eine Sepsis durch resistente Keime nach Implantation eines künstlichen Hüftgelenkes überlebt und danach den überwiegenden Teil ihrer Firma abgestoßen, um ein innovatives Pharmaunternehmen zu erwerben, das sich ausschließlich der jahrzehntelang vernachlässigten Antibiotikaforschung und der

Entwicklung von Impfstoffen widmete. MM galt als chronisch medienscheu und zeigte sich selten in der Öffentlichkeit, man munkelte jedoch, ihr Netzwerk sei legendär, und sie ziehe weitverzweigt ihre Fäden als Sponsorin oder Mäzenin.



Auf den Schildpattgriff einer Krücke gestützt humpelte ihnen die Gastgeberin mit energisch klackenden Schritten entgegen. Seit ihrer flüchtigen Begegnung auf einem Empfang vor einigen Jahren schien MM, die ihr Geburtsdatum streng geheim hielt, um Jahrzehnte gealtert. Die kupferfarbenen Haare, ein mehrschichtiges Make-up und knallrot geschminkte Lippen betonten ihren fahlen Teint. Scharf geschnittene Züge und tiefe Falten verliehen ihrem Gesicht eine raubvogelartige Wachheit, ihre tief liegenden Augen scannten hinter der lackschwarzen Cat-Eye-Brille pausenlos das Umfeld. Sie dankte Anna für die freundliche Übernahme des Abendprogramms, es sei ihr eine Freude, sie in diesem Kreis zu begrüßen.



Das Lampenfieber traktierte Anna in den ersten zehn Sekunden des Vortrages, dann war sie im Tritt. Mühelos erreichte sie ihr Ziel, einem Laienpublikum die Reproduktionsmedizin nahezubringen, zwar verständlich, doch nicht ohne deren wissenschaftliche Komplexität durchschimmern zu lassen. Trotz des herzlichen Applauses wartete sie, wie gewohnt, auf aggressive Fragen und Einwände. Doch die Diskussion war derart einvernehmlich, dass sie fast enttäuscht war und die Herausforderung vermisste.

MM bedankte sich und nahm Anna beim Ellbogen. »Chapeau, Mechthild hat nicht übertrieben. Als Kommunikatorin sind Sie ein Naturtalent. Sie bringen Komplexes und Kontroverses so auf den Punkt, dass Ihre Botschaften nicht als Anliegen, sondern als objektive Information herüberkommen. Ich würde Sie als Alphafrau gerne für unseren Club gewinnen.« Bevor Anna antworten konnte, fuhr MM fort: »Der Begriff ›Alpha‹ beschreibt eine der beiden Kategorien von Frauen, die in unserer Interessensgemeinschaft an komplementären Schalt stellen operieren.« Sie fischte eine grüne Kirsche aus ihrem Cocktailglas und zerbiss die pralle Frucht. »Sie und ich gehören in diese Kategorie. Als weibliche Führungskräfte können wir durch unsere berufliche Position das soziale und politische Geschehen unmittelbar mitgestalten.« Sie lachte meckernd. »Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie viel Wohlwollen uns Frauen die Konkurrenz um wichtige Positionen bei den Herren der Schöpfung beschert hat. Und nachdem man irgendwann zu Anfang des 21. Jahrhunderts dachte, das würde sich bessern, gab es in den letzten Jahren einen herben Rückschlag. Sekretärin willkommen, Chefin nein danke.«

Anna nickte. MM fuhr fort: »Darum sind wir Alphafrauen zwar wichtig, aber unser Einfluss reicht allein nicht aus, um dauerhaft den Rückfall ins Patriarchat des vorletzten Jahrhunderts zu verhindern. Deshalb brauchen wir eine zweite Kategorie von Mitstreiterinnen, nämlich solche, die sich die Herren in Schlüsselpositionen so weit untertan machen, dass sie Einfluss auf wichtige Weichenstellungen ausüben. Und zwar mit dem seit Urzeiten geübten Kunstgriff, die Herren glauben zu lassen, alle Entscheidungen seien ihre ureigene Eingebung.«

»Gewissermaßen Alpha und Omega«, sagte Anna versonnen und sah hinüber zu Mechthild, die ein paar Meter weiter eine Gruppe von Frauen unterhielt.

»Genau«, erwiderte MM, »wobei die Übergänge fließend sind und ein Crossover von Omega nach Alpha nicht nur möglich, sondern erwünscht ist – wie man an Frau Petri sehen kann.«

»Das dachte ich mir schon«, gab Anna nachdenklich zurück. »In Ihrer Community der Reichen und der Schönen muss man also Leistung bringen ...«

»In der Tat, meine Liebe.« MM grinste sardonisch. »Was den Reichtum betrifft: Alles selbst gemacht! Ich bin auf einem Bauernhof im Banat aufgewachsen. Frau Petri hat zwar einen reichen Mann geheiratet, kommt selbst aber aus sehr bescheidenen Verhältnissen.«

Anna war perplex. »Aha ... Haben Sie das ernst gemeint, dass Sie mich in Ihren Club auf nehmen würden, ohne meine politische Einstellung zu kennen?«

MM schien amüsiert. »Sie haben das Wort *überparteilich* in unserer Zielorientierung gelesen, seien Sie versichert, das ist wörtlich gemeint, wir lehnen prinzipiell alle *Ismen* ab. In unserer Gruppe ist jede Art von dogmatisch-ideologischer Orientierung ein Ausschlusskriterium, wir orientieren uns rein pragmatisch an einer wesentlichen Frage: Wie bleiben wir zukunftsfähig, nachdem wir in der Vergangenheit die Probleme der Gegenwart verschlafen oder ignoriert haben?«

»Club der Weltretterinnen?«, fragte Anna und entlockte MM damit kein Wimpernzucken. »Wenn Sie so wollen«, antwortete die ungerührt. »Irgendwer muss schließlich die Notbremse ziehen; wer, wenn nicht wir Frauen? Gerade jetzt, da möglicherweise die nächste Katastrophe mit der neuen Virusepidemie in Brasilien schon im Anrollen ist.«

»Finden Sie, dass sich die damalige Bundeskanzlerin bei Corona durch überlegenes Krisenmanagement hervorgetan hat?«

MM schüttelte nachsichtig den Kopf. »Die Kanzlerin hat sich

vielleicht nicht *hervorgetan*. Vor allem nicht publicitywirksam. Ihr Krisenmanagement war präventives Katastrophenmanagement. Sie hat im Hintergrund den Schaden begrenzt, der durch den Murks der Männer entstand. Sie hat unmerklich die Herren an vielen Schaltstellen gesteuert, die Zauderer wie die Aktionisten, die COVID-19 für den Wahlkampf instrumentalisieren wollten.« MM hob ihren linken Zeigefinger. »Denn, meine Liebe, die Herren der Schöpfung schalten regelhaft ihr Hirn aus, wenn es um zwei Dinge geht – eins davon ist die Macht.«

Anna musste schmunzeln. »Sorry, aber als Alphafrau sind Sie selbst doch auch keine Machtverächterin?«

»Keineswegs«, antwortete MM. »Man sagt, Macht mache Menschen mies. *Ich* sage: Ohnmacht macht Menschen noch mieser. Frauen sind genauso wenig Machtverächterinnen wie Männer. Der Unterschied ist nur, dass *wir* dabei unser Hirn auf Turbo schalten.«



## 2. September (Kapitel 13)

Mit lautem Schlürftön saugte Arian Preuss die letzten Tropfen seiner Bloody Mary aus dem Plastikbecher. Der Mini-Jet geriet in eine Turbulenz, ein Tomatensafttropfen kleckerte aus dem Strohhalm auf Preuss' cremefarbenes Canali-Hemd. »Scheiße!« Er knallte den Becher auf den Klapptisch. »Ich glaube, ich brauche noch einen.«

Er sah auffordernd zu Mario, der ihm gegenüber saß und nicht reagierte. »Mario, wie ist das mit dir?«

»Danke, ich hab noch«, antwortete der Angesprochene, hob sein halb volles Glas hoch und blieb sitzen. Preuss feuerte den Becher samt Eiswürfelresten in den Papierkorb, ging zum Kühlschrank und nahm sich eine kleine Flasche Schnaps. Mario schüttelte unmerklich den Kopf, er wusste, dass stumme Missbilligung den Chef mehr traf als ausgesprochener Tadel.

»Was dagegen? Beerdigungen machen mich nun mal fertig, und alle haben mich wegen Mechthild gelöchert.«

»Das kann ich mir vorstellen, aber ich muss dir nicht erklären, dass Alkohol nicht gut für dein Herz ist.«

»Mann, du redest schon wie meine Frau!«

»Danke, Chef, das war doch ein Kompliment?«

»So was von gar nicht!«, antwortete Preuss ungewohnt ironiesistent und setzte erneut den Wodka an. »Außer der dämlichen Beerdigung macht mich gerade die Ehe fertig. Manchmal ist Mausi eine Ratte.«

Überrascht löste Mario den Blick von den Wattewolken, die am Fenster vorbei waberten und dachte, dass Mausi eher eine Raubkatze war. »Deine Frau ist manchmal eigenwillig, aber sie hat einen guten Instinkt.«

Der Chef warf ihm einen bösen Blick zu, als sei Mario der Versacher seines Zornes. Immer hin schien die teilnahmslose Wehleidigkeit der Wochen nach dem Herzinfarkt durchbrochen und einer vitalen Emotionalität gewichen zu sein. Wichtig für den Wahlkampf angesichts der gesunkenen Umfragewerte nach seinem krankheitsbedingten Abtauchen und dem Lapsus beim ersten öffentlichen Wiederauftritt in einer Talkshow, in der er die grüne Mitbewerberin als *Bäh-Mulle* beschimpft hatte.

Preuss maulte weiter. »Mechthild hat mich mit ihrem Coming-out, dass unsere Tochter ein Retortenbaby ist, vor der ganzen Nation zum Hampelmann gemacht!«

»Ach was, da tust du ihr Unrecht«, sagte Mario, obwohl er Mechthild als Strafe Gottes empfand, besonders seit er ihre zu laut geflüsterte Bemerkung gehört hatte, Ari solle gefälligst auf sie, seine Frau, hören und nicht auf diesen Schnullerbacken-Schönling. Seit Mechthild Arians Leben infiltriert hatte wie eine Giftpflanze, musste der Consigliere, vormals einer der wichtigsten Menschen in Preuss' Leben, nicht nur dessen Aufmerksamkeit teilen, sondern hatte auch an Einfluss verloren. Vorbei war die gute alte Zeit, in der »A&M« zunächst bei White Cliff, dann nach dem Wechsel auch in der Politik ein unzertrennliches Duo waren – zwar mit

hierarchischer Festlegung, aber inhaltlich auf Augenhöhe. Vorbei auch die intimen Brainstormings, deren Kreativität gelegentlich mit einer Nase Psycho-Stimulanz hochgekickt wurde. Ganz zu schweigen von anderweitig intimen Momenten, wie die beiden sie leider nur einmalig nach hoch dosiertem MDMA auf dem Gesellschaftsabend im Rahmen einer Geberkonferenz in Genf geteilt hatten. Alkohol und Ecstasy hatten sie in eine verquaste Diskussion über Seelenverwandtschaft und menschliche Nähe schlittern lassen, die in einer idealen Welt ganzheitlich und panerotisch das Physische einbeziehe. Arian, der über die variable erotische Disposition seines Consigliere Bescheid wusste, signalisierte erstmals eigene Bereitschaft, die Mario tatkräftig nutzte, um ihn ins ganzheitlich gleichgeschlechtliche Gefilde einzuführen. »Nie mehr aufhören!«, hatte Arian in Ekstase gestöhnt. Leider schien er diese Premiere männlicher Zuwendung komplett aus dem Bewusstsein verdrängt zu haben und war in der Folgezeit eher auf Distanz gegangen.

Die Berufung zum Gesundheitsminister war für den Sprecher des Wirtschaftsflügels der Echten einer Degradierung gleichgekommen. Mario mutmaßte, der Kanzler habe das eiskalt geplant: mit der Ernennung seinen unbequemen Kritiker durch ein Ministeramt einzubinden und ruhigzustellen, ihm statt des angestrebten Wirtschaftsministeriums aber ausgerechnet ein Ressort zuzuteilen, in dem ihm die eigene Frau durch ihre Ausbildung fachlich überlegen war.

Mausi in Schutz zu nehmen machte Mario Mühe, zumal er sich eingestehen musste, wie ähnlich sie ihm war, was die Manipulation ihres Umfeldes betraf. Er war stocksauer, dass man ihr Coming-out nicht mit ihm besprochen hatte. Allerdings hatte Mechthild den Auftritt wohl selbst mit ihrem Mann nicht wirklich abgestimmt und ihm nur am Vorabend kurz das Manuskript

gegeben. Nach zwei Gläsern Wein, wohl wissend, dass seine Alkoholtoleranz seit dem Herzinfarkt vermindert war. Was die Psychologie des Wählers betraf, war Mechthild mal wieder schlau gewesen, die Psyche ihres Mannes war ihr wohl nachrangig erschienen. Preuss hatte seinerzeit die IVF-Prozedur vor der Öffentlichkeit strikt geheim gehalten. Zwar hatte er Mario als engsten Vertrauten beiläufig eingeweiht, dabei aber den Eindruck vermittelt, die IVF diene der Chancenoptimierung für Mechthild, mit über vierzig schwanger zu werden. Verschwiegen hatte Arian, dass er es war, der die »Repro-Docs« zur Aufbesserung seiner Spermienqualität gebraucht hatte.

»Schau dir das an!«, forderte Preuss und hielt Mario mit anklagendem Blick sein Intelligopad mit einem Kommentar vor die Nase: *Woher soll der schlappschwänzige Erzeuger eines Retortenbabys die Potenz nehmen, uns ein starker Landesvater zu sein?*

Mario hielt die Luft an. »Komm schon, Ari, du stehst doch über derartiger Gossenpolemik?« Er gab ihm das Pad zurück. »Die biologische Uhr ist nun mal eindeutig Frauensache! Mechthild hat in ihrer Eröffnungsrede auf dem Repro-Kongress auch ausdrücklich betont, dass sie es war, die sich das Glück einer späten Mutterschaft gegönnt hat.«

»Ob der Wähler solche Feinheiten kapiert?«, quengelte Preuss, der dazu neigte, den Souverän für minderbemittelt zu halten, eine Einschätzung, deren konsequentes Verschleiern Mario seinem Chef immer wieder einschärfen musste.

»Du siehst doch in den Umfragen, wie gut das ankommt, dass ihr als Powerpaar euren Politikerjob plus Kind so mühelos auf die Reihe kriegt. Du bist erfolgreich als Minister; du bist frauenfreundlich, weil du deiner Angetrauten erst mal eine Karriere zubilligst und dann den Reprokram mitmachst, statt einfach zu bumsen. Und neuerdings bist du auch der hingebungsvolle Daddy einer

entzückenden Babytochter. Gibt es eine bessere Empfehlung für einen künftigen Landesvater?«

»Meinst du wirklich?«, fragte Arian, und Mario verstärkte: »Klar, nach der Forsa-Umfrage hast du insgesamt fast sechs Prozent zugelegt, bei der weiblichen Wählerschaft sogar acht Prozent. Das war nach deinem Spruch über die grüne Konkurrenz-Mulle auch dringend nötig.«

»Smart Ass!«, unterbrach Preuss. »Haben wir sonst noch was zu besprechen?«

»Wir müssen uns mal wieder um eine Seuche kümmern«, antwortete Mario. »Auf dem Empfang nach der Beerdigung hat mich ein Epidemiologe angesprochen. In Brasilien grassiert eine ziemlich üble Infektionskrankheit, so was Ähnliches wie Masern, aber viel schlimmer, mit Hunderten Toten. Aus einer vertraulichen Quelle hat der Typ gehört, dass es wahrscheinlich demnächst eine Meldung des WHO-Frühwarnsystems geben könnte. Er meinte, das Gesundheitsministerium sollte vorbereitet sein, falls die Epidemie sich über Südamerika hinaus verbreitet.«

Preuss trank den letzten Schluck und warf das Fläschchen weg. »Bitte nicht schon wieder! Es gibt doch andauernd Gerüchte über neue Infektionskrankheiten, die sich dann wieder in Luft auflösen.«

»Der Epidemiologe hat gesagt, diesmal klingt es ernst.«

Preuss schlug mit der Hand auf die Sitzlehne. »Verdammt, Mario, irgendeine bescheuerte Seuche würde mir jetzt gerade noch fehlen. Da müssten wir uns dann nämlich wirklich drum kümmern – und kümmern will ich mich momentan nur um den Wahlkampf.«

»Versteh ich, Ari. Andererseits kann eine Pandemie auch eine Mordschance zur Profilierung sein. Hätte der Jungspund von den Christen das damals bei Corona nicht so vergeigt, wäre er womöglich Kanzler geworden ...«

»Lass mich erst mal Ministerpräsident werden«, brummte Preuss. »Brasilien ist weit weg, selbst wenn an der neuen Epidemie was dran wäre, sollten wir erst mal den Ball flach halten.«

»Ball flach halten ist okay«, stimmte Mario zu. »Aber wir dürfen auch keinesfalls vermitteln, dass wir irgendwas nicht ernst nehmen.«

Preuss verzog das Gesicht. »Hör auf, mir noch mehr die Laune zu verderben.«

»Ich sag's ja nur ...«, begann Mario.

Die Stimme des Piloten überdröhnte ihn. »Gentlemen, please prepare for landing.« Sie schnallten sich an, der Mini-Jet setzte butterweich auf.

Am Exit empfing sie überraschenderweise nicht der Chauffeur des Ministers, sondern eine strahlende Mechthild, die das Händchen der betörend lächelnden Viktoria zu einem Begrüßungswinken auf und ab schüttelte. Preuss machte sich zunächst steif und schien sich gegen die Umarmung seiner Frau zu sperren. Die tat so, als bemerke sie seine Abwehr nicht, und herzte ihn hemmungslos, bevor sie ihm seine Tochter in die Hand drückte. Brav hob Ari das Baby in die Luft und gab lulu-lallende Laute von sich. Der Säugling quietschte, Mechthild strahlte ihren Mann an und schenkte Mario ein angedeutetes Lächeln. Wieder einmal hatte sie es geschafft, des Gatten Ärger zu vaporisieren. Zugegebenermaßen sah sie verdammt attraktiv aus, das Baby stand ihr gut.

»Es gibt Sauerbraten mit Spätzle«, kündigte sie an. »Mario, mein Lieber, magst du mit uns essen?«

»Nein, aber vielen Dank für die Einladung«, antwortete der Consigliere. Die Ratte wusste genau, dass er Vegetarier war.



## 22. September (Kapitel 15)

Ben nannte es seine »persönliche Glücksspirale«: Seit Freiburg war alles anders. In den letzten drei Wochen war das Tiny House auf beglückende Weise kleiner geworden, seit Anna ihn regelmäßig – meist auch über Nacht – besuchte. Ihre Zahnbürste, die Schminkutensilien, ein Schlafshirt, ein Kuschelbademantel und, kaum wahrnehmbar, ihr Duft hatten der Hütte einen Hauch femininen Flairs verpasst.

Die Textmessage vom Chef riss ihn aus seiner Träumerei. Ben habe doch auf dem Betriebsausflug von seiner Zeit in Brasilien erzählt, ob es da noch Kontakte gebe. Wenn ja, solle er mal über die Epidemie in Brasilien recherchieren, die neuerdings in den Medien auftauche, bislang aber ohne detailliertere Infos.

*Gibt es, wird erledigt*, textete Ben zurück.

Er fand vereinzelte Meldungen über eine Häufung fieberhafter Erkrankungen in den Slums von Rio und einigen weiteren brasilianischen Großstädten, wie sie dort wegen katastrophaler hygienischer Zustände regelmäßig auftraten. Allerdings selten in so großer Zahl. Ursache war angeblich ein besonders aggressives Parainfluenzavirus.

Am späten Nachmittag erreichte Ben seinen alten Motorradkumpel Ayrton in São Paulo. Beinahe hätte er ihn auf dem Bildschirm nicht erkannt. Bei Bens Weltreise hatten sie sich kennengelernt und waren zwei Monate gemeinsam durch Südamerika getourt. Damals hatte der Deutsch-Brasilianer ausgesehen wie Che Guevara, hager, langmähig und vollbärtig. Nun hatte Ayrton ein runderes Gesicht und kurze, schütterere Haare.

Das wechselseitige Update über die jeweiligen Lebensumstände dauerte eine halbe Stunde. Schon lange reiste Ayrton nicht



mehr durch die Welt, zwischenzeitlich war er als Familienvater und Lehrer für Deutsch und Englisch an einer internationalen Schule in São Paulo sesshaft geworden. Fast wirkte er ein bisschen neidisch bei Bens Schilderung seines Minimalistendaseins, seiner neuen Freiheit und der neuen Frau in seinem Leben.

»Glückwunsch«, sagte Ayrton wehmütig. »Verheiratetsein ist nicht so spannend. Aber ohne Frau keine Kinder, und die sind super.«

Auf Bens Frage nach der Parainfluenza-Epidemie, über die er gerade für einen Artikel recherchierte, blieb sein Kumpel einen Moment lang stumm, dann zündete er sich eine Zigarette an. »Parainfluenza«, sagte er. »Wird das in euren Medien so genannt?«

»Komm schon, Amigo, spuck's aus, wenn du mehr weißt.«

Ayrton schüttelte den Kopf. Er habe schließlich Familie und wolle nicht in einem Artikel zitiert werden.

Ben beschwor die alte Freundschaft und versprach strikte Discretion.

»Keinen Namen, auch keine Andeutungen zur Person«, verlangte Ayrton, »sonst kann man mich womöglich demnächst vom Schulhof kratzen.«

Schon immer hatte sein Freund einen Drang zum Dramatischen gehabt. Ben sicherte Quellenschutz zu. Ehrenwörtlich. Ayrton drückte die Zigarette aus, als zerquetschte er ein ekelhaftes Insekt. Nach den ersten Ausbrüchen der Epidemie in Rio und später São Paulo hatte der greise Staatschef angeblich zunächst eine Geheimhaltungsorder erteilt, um nicht die Absage eines internationalen Meetings in Rio zu riskieren, das für die lahrende Wirtschaft wichtig war. Dann waren innerhalb von Tagen Dutzende gestorben, nicht nur in den Slums, sondern gerade auch in Stadtteilen, deren wohlhabende Bewohner Bedienstete aus den Favelas beschäftigten. Und neuerdings gab es Gerüchte,

die Diagnose Parainfluenzavirus sei eine bewusste Irreführung der Öffentlichkeit gewesen. Ein Cousin, der im Sistema Único de Saúde, einer staatlichen Institution des Gesundheitswesens arbeitete, hatte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit von dem Gerücht erzählt, in Wirklichkeit sei die Krankheit eine Zoonose, der übertragende Wirt wahrscheinlich ein durch Brandrodung aus dem Regenwald vertriebener Affe und der Erreger bislang unbekannt. Zwei Journalisten, die dazu recherchiert hatten, waren bereits auf mysteriöse Weise verunglückt, ein Oppositionspolitiker auf offener Straße aus einem fahrenden Auto abgeknallt worden. Er hatte gesagt: »Die neue Seuche ist eine Strafe Gottes für den unmenschlichen Umgang des Menschen mit der Natur und den Lebewesen der amazonischen Regenwälder.«

Ben notierte das Zitat und fragte nach dem Namen des Oppositionellen. Jair Soares, den könne Ben ruhig in seinem Artikel zitieren. Weil tot. »Verstehst du jetzt, warum ich deinen Quellenschutz brauche?«



Ben rührte in seinem Süßkartoffeleintopf und röstete Brotwürfel in gewürztem Olivenöl. In dem winzigen Haus wirkte er noch breitschultriger, und Anna fand es aufregend, seine hochgewachsene Gestalt am Herd zu sehen. Irgendwie auch rührend; Männer in der Küche waren in ihrem bisherigen Leben nicht vorgekommen. Sie trat hinter ihn, stellte sich auf die Zehen spitzen und massierte ihm den Nacken.

»Lass das, so kann ich nicht kochen«, brummte er, und sie machte weiter. Ben gab ein kehliges Geräusch zwischen Schnauben und Schnurren von sich, stellte den Herd auf die niedrigste Stufe, drehte sich um und warf sich Anna über die Schulter. Sie protes-

tierte quiekend und strampelte, gab jedoch die Gegenwehr auf, als Ben auf den Sprossen der Leiter zum Schlafraum ins Schwanken geriet. Mit einer Hand zog er sich hoch, mit der anderen hielt er sie eisern fest. Oben schubste er sie auf die bunte Flickendecke, zog ihr die Schuhe aus und steckte ihren linken großen Zeh in den Mund.

»Du bist schuld!«, sagte er später, als die Brotwürfel brenzlich zu riechen begannen. »Du hast den magischen Griff.«

Sie streckte die Hand nach ihm aus. »Ich hab immer noch Hunger.«

Ben grinste. »Nachtisch gibt es später.«

Er holte ein T-Shirt in Größe XL und reichte es ihr. »Dinner-Dress.« Sie kletterten hinunter in den Wohnraum, Ben riss die Fenster auf, nachdem er die schwärzlichen Minibriketts entsorgt hatte, öffnete er den Wein und servierte den Eintopf.

»Lecker«, sagte sie kauend. »Ziemlich scharf und ein bisschen süß – wie der Koch.«

Ben griff über den Tisch und strich zart über ihre Lippen, seine Finger rochen moosig nach Frau. Anna überließ sich ihrer Wohligkeit. Die endete abrupt bei Bens Erzählung vom Telefonat mit Ayrton. »Etwas Ähnliches habe ich von einer Patientin gehört«, sagte sie und runzelte die Augenbrauen. »Das hörte sich ziemlich scheußlich an, aber ich hoffe, es ist epidemiologisch unbedenklich. Infektionskrankheiten sind in Slums an der Tagesordnung. Leider sterben daran viele Menschen, weil die medizinische Versorgung schlecht ist. Für zivilisierte Länder sind sie aber meist keine Bedrohung.«

Ben schaute zweifelnd. »In der fraglichen Zeit fand dort eine wirtschaftlich bedeutsame internationale Messe statt. Deren Durchführung wäre durch das Bekanntwerden einer Epidemie womöglich in Gefahr geraten. Mein Kumpel vermutet Vertuschung durch die Behörden.«

»Klingt nicht gut«, sagte Anna und versprach, einen Virologen zu kontaktieren, den sie aus früheren Zeiten kannte und der Gerüchte immer frühzeitig mitbekam.

Um die plötzlich getrübe Stimmung zu heben, fragte sie: »Was hältst du davon, ein Kapitel in deinem Buch der Umweltzerstörung als Ursache bestimmter Epidemien zu widmen?«

Ben war Feuer und Flamme. Anna bat um Buntstifte und zeichnete mit wenigen Strichen einige Bäume, füllte deren sparsame Konturen mit saftigem Grün in abgestuften Schattierungen und zauberte damit tropische Üppigkeit aufs Papier. Langschwänzige Äffchen hangelten sich fröhlich grinsend von Ast zu Ast.

Daneben entstand vor dem Hintergrund rauchender Schwaden ein Stapel gefällter Tropenhölzer in tristem Braun, einige Affen kletterten verloren im Totholz herum, die kleinen Gesichter zu wütenden Fluchtfrazzen verzerrt. Für die nächste Illustration brauchte sie nur den Bleistift; blitzschnell erschuf sie die gespenstische Silhouette einiger Wolkenkratzer, an denen sich die Affen mit gebleckten Zähnen festkrallten. Das letzte Bild zeigte einen Berg aufeinander getürmter Särge mit der Aufschrift R.I.P. Ganz oben thronte ein einsamer Affe, die Arme um den Kopf geschlungen.

»Unfassbar«, sagte Ben begeistert und hielt das Papier in den Händen, als wäre es zerbrechlich. Dann legte er es behutsam zur Seite. »Zeit für den Nachtisch.«





## 14. November (Kapitel 25)

Deprimiert drehte Kitty den Podcast ab. Die epidemiologischen Zahlen waren furchterregend, der Virologe hatte dringend konsequente Maßnahmen gefordert. Diskutiert wurden ein Lock-down oder eine Ausgangssperre, zumindest für die Tage ab Weihnachten bis Anfang Januar.

Zeit für eine Aufheiterung. Sie textete an Kilian: *Ich weiß, dass du nicht gerne Auto fährst, aber ich hätte große Lust auf einen Ausflug, zum Beispiel ins Elsass, solange das noch möglich und die Grenze offen ist. Vielleicht könnten wir einen Spaziergang machen, dort muss man im Freien keine Maske tragen, und angeblich sollen sogar noch ein paar Kneipen geöffnet sein.*

Kilian antwortete prompt. *Mit dir fahre ich überallhin.*

Als hätte der Klimawandel Wissembourg ausgespart, führten die venezianisch anmutenden Grachten Wasser, auch wenn das Rauschen früherer Zeiten nur noch ein Murmeln war. In der sonst quirligen Innenstadt huschten nur wenige, überwiegend maskierte Passanten an den meist geschlossenen Geschäften vorbei. In der einzigen offenen Kneipe orderte Kilian einen Pastis und Kitty eine Apfelschorle. Die Getränke wurden wortlos serviert. Auf die Bestellung eines Elsässer Flammkuchens erhielten sie die Auskunft »Keine Küche.« Am Nachbartisch wurde eine wagenradgroße Quiche mit viel Speck und reichlich Zwiebeln aufgetragen, und einer der unrasierten Typen sagte in verständlicher Lautstärke: »Scheiß-Boches, jetzt saufen sie unseren Pastis, und dann machen sie wieder die Grenze dicht.«

Rasch leerten Kitty und Kilian die Gläser und machten sich auf den Weg zu St. Peter und Paul, Kilians Lieblingskathedrale. Hand in Hand bestaunten sie die Glasfenster und Wandmalereien aus dem 14. und 15. Jahrhundert und wandelten durch den gotischen Kreuzgang, der vom alten Kloster Weißenburg übrig geblieben war.

»Wunderschön«, sagte Kitty und fand es inniger als manche Liebeserklärung, von einem Menschen, den man mochte, gezeigt zu bekommen, was er liebte. Auf einem Grabstein sitzend blickten sie auf die riesige Zeder, deren Zweige vertrocknet und kahl waren, nur ein paar grüne Restnadeln ließen die ursprüngliche Üppigkeit des uralten Baumes ahnen. Wortlos saugte Kitty, an Kilian gelehnt, den klösterlichen Frieden ein, in dessen Stille leise das Heulen des nahenden Sturms schon mitschwang.

Kilian streichelte ihre Schulter. »Es kann doch keine Sünde sein, wenn man dem Herrgott dankt, obwohl man nicht an ihn glaubt?«

Kitty drehte den Kopf. »Danken ist nie Sünde. Wofür ist der Dank?«

»Für die Gesellschaft eines Lieblingsmenschen im schönsten Herbst meines Lebens.«

»Dann lass uns zusammen sündigen«, antwortete Kitty. Er zog sie an sich und küsste sie, erst zart, dann nicht mehr.



An der sonst offenen Grenze stand der Verkehr. Auf der deutschen Seite fragte ein maskierter Kontrolleur, dessen Bart unter dem Zellstoff hervorquoll, weshalb und wie lange sie sich »im Ausland« aufgehalten hätten. Auf Kittys Frage, warum er das wissen wolle, reagierte der Grenzer unwirsch. Ob sie vergessen habe, dass wieder Pandemie war und wie damals bei Corona die Seuche massenweise von den Franzosen über die Grenze nach Deutschland eingeschleppt worden sei? Und wie die Franzmänner bis zur Grenzschließung auch noch hamstermäßig deutsches Klopapier aufgekauft hatten?

»Wer hamstert, ist zu faul zum Plündern«, warf Kilian ein, darauf wurden sie aus der Schlange gewinkt, und der Zöllner verschwand für zehn Minuten mit beiden Personalausweisen, bis sie weiterfahren durften. Der Verkehr staute sich, Kittys Blase meldete Protest an. Der nächste Parkplatz war besetzt. Schon auf dem Weg zurück zur Autobahn sah Kitty im Rückspiegel einen Platz frei werden – allerdings auch einen dunklen SUV, der sich näherte. Blitzschnell legte sie den Rückwärtsgang ein und schoss knapp vor dem SUV in die Parklücke.

»Großartig«, schwärmte Kilian, und Kitty juchzte. Beim Aussteigen schwand die Begeisterung schlagartig. Der SUV stand quer hinter dem Mini, ein bulliger Typ mit Glatze und Bierbauch kam auf sie zu und brüllte: »Was soll der Scheiß, fahr sofort deine Mikroblechdose weg, du verflixte Mumie.«

In Anbetracht der körperlichen Präsenz des SUV-Fahrers fand Kitty sein Kommando unabweisbar, also wollte sie ihm Folge leisten. Doch zu ihrem Entsetzen lief Kilian stracks auf den Kerl zu, ohne sich um das Längliche zu scheren, das an dessen Gürtel baumelte, und sagte mit schneidender Stimme: »Hören Sie sofort auf, die Dame zu beleidigen, Sie ungeschlachter Prolet!«

Dem blieb für zwei Sekunden der Mund offen, Kittys Herz sackte in ein Eisloch. Dann ging der Kerl auf Kilian zu und packte ihn am Pferdeschwanz. »Dir schlacht ich gleich was, du tattergeisiger Schrumpelzweg.«

Nur etwa einen halben Kopf größer, aber fast doppelt so breit wie Kilian hob der Typ ihn hoch wie eine Stoffpuppe. »Das hast du davon, dass du eine Pussy ans Steuer lässt«, zischte er und knallte Kilian kopfüber auf den Kühler, es klang wie eine zerplatzende Melone, als seine Stirn auf das Blech schlug. Dann zog er den Schlagstock heraus.

»Nein«, schrie Kitty, ihre Stimme überschlug sich. »Bitte!« Sie hatte Kilian und diesen lebensherbstlichen Zweitfrühling doch erst gerade gefunden. »Ich flehe Sie an, bitte tun Sie das nicht!«

Das höhnische Grinsen des Glatzkopfes ging ihr durch Mark und Bein. »Brauchst nicht flehen, Omma! Einen Scheintoten zu matschen ist eh keine Challenge für mich.«

In Sekundenschnelle hatte der Kerl die Frontscheibe zertrümmert – wenigstens schlug er an Kilian vorbei.

Nach zwei weiteren krachenden Hieben auf das Heckfenster steckte er den Schlagstock weg, zeigte einen Stinkefinger, dann fuhr er mit quietschenden Reifen davon. Kitty sah an der Rückfront des SUV den Aufkleber:

**DIESMAL WERDEN KEINE DEUTSCHEN VERRECKEN,  
WEIL FLÜCHTLINGE UND FRANZMÄNNER  
UNSERE KLINIKEN BLOCKIEREN**

Kilian war wieder auf den Beinen, zwar noch schwankend, mit blutender Platzwunde an der Stirn und kalkweißem Gesicht, ansonsten aber offenbar unverletzt. Kittys Zähne klapperten vor Erleichterung, und sie spürte sein Ganzkörperzittern, als sie einander umklammerten wie Schiffbrüchige.

Nach kurzem Eintauchen in die Geborgenheit des Festhaltens ließen sie einander erschrocken los. Drei Lkw-Fahrer waren aus ihren Trucks gestiegen und näherten sich, alle von ähnlich einschüchternder Statur wie der, dem sie gerade entkommen waren. Kitty bekam Herzrasen.

»Du schlimm kaputt?«, fragte der Trucker. Als Kilian den Kopf schüttelte, reichte er ihm einen Flachmann. »Schluck für Trinken, Schluck für Wunde. Dann, wenn wir weg, warten fünf Minute, bis Polizei rufen, okay?«

Kilian nickte stumm und trank, bevor Kitty Einspruch erheben konnte.

»Klar«, sagte Kitty und lächelte den Trucker an. »Sie Engel.« Schnell nahm sie Kilian den Flachmann ab, tränkte ihr Taschentuch mit Schnaps und tupfte seine Wunde ab. Gerne hätte sie selbst einen großen Schluck genommen, doch Rio hielt sie davon ab. Mit gutmütigem Grinsen nahm der Guerillero die verbeulte Blechflasche zurück. »Wir schnell weg.«

Kurz darauf war die Parkfläche halb leer. Kilian lehnte sich ans Auto, er sah aus wie ein geprügelter Welp. Kittys Herz krampfte sich erst zusammen, dann schäumte es über. »Mein Held«, hauchte sie und küsste ihn auf die Wange, »du wolltest dich für mich kloppen, ich hatte solche Angst um dich.«

Seine Schultern strafften sich, und das Trübe im Blick klarte auf. »Sorry, ich muss wohl ein bisschen an meiner Challenge arbeiten.«

»Tu mir das nicht an«, seufzte Kitty und umarmte ihren Challenger. Dann holte sie den Verbandskasten aus dem Kofferraum.



Rio hatte das Schreiben nicht leichter gemacht. Gefühlsmäßig relativierte eine Bedrohung der schieren Existenz die existenzielle Bedeutung des Minimalismus. Angst lähmte die Inspiration in einer Zeit, da die Begegnung mit Menschen im Radius der Reichweite ihrer Atemluft potenziell todbringend wurde. Kittys Anruf riss ihn aus der Grübelelei. Schlechte Verbindung – Ben verstand nur die Hälfte. Ob er sie und Kilian mit dem Abschleppwagen seines Chefs abholen könne. Mini kaputt. Kilian auch, aber nicht schlimm.

Anderthalb Stunden später fand Ben die beiden auf dem Parkplatz, sie hockten auf der Kühlerhaube des Mini inmitten von Glascherben. Kitty hatte ihren Kopf an Kilians Schulter gelehnt, ihr Lippenstift war verschmiert, ihre stets akkurate Frisur klebte am Kopf. Der Verband auf seiner Stirn war teilweise durchgesuppt. Wie sie da saßen, wirkten sie alt und verletzlich, gleichzeitig wie verlorene Kinder. Erleichterter Schreck nahm Ben kurz den Atem, bevor ihn Dankbarkeit durchströmte, dass die beiden am Leben – und in seinem Leben – waren. Alles fragil und nur geliehen. Das Ziehen in seiner Brust ließ Bens Augen feucht werden, was er mit einem Kopfschütteln abwehrte. Er deutete auf die zersplitterte Frontscheibe. »Der schöne Mini! Euch zwei kann man echt nicht allein lassen.«

»Danke für dein Mitgefühl«, antwortete Kilian. Dann sprudelten sie los und erzählten ihr Abenteuer, zum Schluss zitierte Kitty schauernd den nationalistischen Spruch auf dem Aufkleber. Ob sie sich deshalb mit dem Fahrer angelegt hätten, fragte Ben.

»Na ja, nicht ganz.« Kleinlaut berichtete Kitty, wie sie dem Killer-SUV den Parkplatz weggeschnappt hatte. Ben schlug sich an

die Stirn. »Und ich dachte, soziale Intelligenz bestünde unter anderem darin, zu erkennen, mit wem man sich besser *nicht* anlegt.«

»Dann waren die Menschen im Dritten Reich wohl sozial intelligent«, konterte Kitty. »Und wir sind heute auf dem besten Weg, wieder genauso zu werden, indem wir die zunehmende Gewalt einfach hinnehmen.«

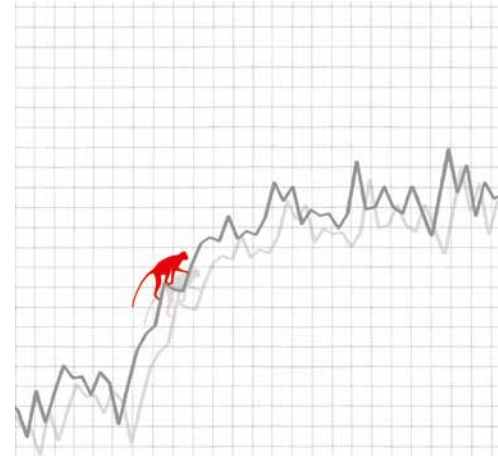
Kilian griff nach ihrer Hand, nun wirkten die beiden nicht mehr verloren, sondern energisch und kampfbereit. Ben schüttelte den Kopf. »Und was hat bitte dein Parkplatzklaus mit der Gewalt im Dritten Reich zu tun?«

»Die Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht.«

»Ist das aus dem Parteiprogramm der Echten?«

»Nicht direkt«, grinste Kilian, »das war Karl Marx.«

Als der Mini auf den Abschleppwagen aufgeladen war, sagte Ben: »Los, ihr zwei Widerstandskämpfer! Ich hoffe, es macht euch nichts aus, im *Führerhaus* zu sitzen.«



## 16. November (Kapitel 26)

An den Wänden des fensterlosen Raumes hingen in Großformat auf Leinwand gezogene Fotos von Wildtieren in der Wüste. Dort allein gelassen kämpfte Anna gegen Klaustrophobie.

Nach fünf Minuten trat die Hausherrin ein und setzte sich ans andere Ende des Konferenztisches. MP wirkte übernachtigt, aber nicht müde und strahlte nervöse Energie aus. »Sorry, keine gemütliche Location«, sagte sie mit entschuldigendem Grinsen. »Ich hasse Aris Etosha-Pfannen-Kitsch und die scheußliche Tapete mit den eingewebten Metallgittern; dafür ist es hier abhörsicher.«

»Plant ihr einen Staatsstreich?«, fragte Anna.

MP lachte auf. »Ganz im Gegenteil, meine Liebe, *ich* plane einen Beitrag zum Staatserhalt, und dafür brauche ich deine Hilfe.«

»Was kann ich zum Staatserhalt beitragen?«

Mechthild beugte sich vor und dozierte: »Bei allen Pandemien geht die Zahl an Geburten zurück. In den Zwanzigerjahren lag die jährliche Geburtenrate noch bei fast 800.000, mittlerweile war sie im Jahr vor Rio auf unter 700.000 gesunken. Seit die Pandemie bekannt wurde, hat sich nach einer Erhebung des Gesundheitsministeriums bei gynäkologischen Praxen die Anzahl der Schwangerschaften pro Monat mehr als halbiert, mit abnehmender Tendenz. Frage: Kann man bei einer IVF die spätere Implantation und Schwangerschaft ohne Infektionsrisiko garantieren?«

Anna lachte ungläubig. »Prinzipiell schon, aber was glaubst du, wer heute Familienplanung im Kopf hat – mitten in dieser Pandemie? Meine Sprechstunde ist weitgehend tot.«

»Na also«, sagte Mechthild. »Allein in Deutschland sind bereits siebenundzwanzig werdende Mütter an Rio verstorben. Nur bei drei dieser Frauen konnte man das Kind per Kaiserschnitt retten, eines starb kurz nach der Geburt an HeLiPa. Jede Frau muss also damit rechnen, im Falle einer Infektion die Krankheit an ihr Baby weiterzugeben. Kein Wunder, dass Frauen nicht schwanger werden wollen. Und ein Ende von Rio ist nicht in Sicht, danach kann es für viele zu spät sein. Deshalb muss man möglichst vielen Frauen, zumindest aber denjenigen mit ablaufender biologischer Uhr, die Option bieten, ihre Eizellen einzufrieren. Oder ihre Embryonen, falls sie sich ihrer Partnerschaft sicher sind. So bewahren wir ihnen – und damit der Gesellschaft – die Chance auf eine Schwangerschaft nach der Pandemie.«

Anna lehnte sich zurück.

»Als medizinische Einrichtung sollt ihr durchaus euren Beitrag zur Bewältigung dieser Katastrophe leisten«, fuhr Mechthild fort. »Aber das beste Krisenmanagement ist die Prävention von Langzeifolgen der Krise, zum Beispiel die Vermeidung weiterer geburtenschwacher Jahrgänge, die in der Bevölkerungspyramide

das Fundament der aktiven Beitragszahler reduzieren.«

»Wie stellst du dir das vor?«, wollte Anna wissen.

»Doppelstrategie. Präventiv als reproduktionsmedizinisches Angebot, attraktiv durch den Wegfall der üblichen finanziellen Eigenbeteiligung für die Patientinnen. Zweitens: durch das Projekt *Schwangeren-Refugium*.

MP schob ein Intelligopad über den Tisch. »Bitte auf Aktionsplan klicken.«

Unter 1. las Anna:

*Ausgewählten schwangeren Frauen wird bis zur Geburt eine Infektionsschutzbetreuung mit medizinischer Überwachung in entsprechend ausgestatteter, von der Außenwelt abgeschirmter Unterbringung angeboten. Pilotprojekt im ehemaligen Hotel auf der Bühler Höhe (200 Meter Distanz zur MESANCOSA-Klinik).*

**1.1. Finanzierung:** Krankenkassen: 10 %, Familienministerium: 10 %, Finanzministerium: 10 %, Preuss-Stiftung: 30 %, andere private Sponsoren: 10 %.

**1.2. Eigenbeteiligung:** einkommensabhängig mindestens 20 % bis maximal 40 %. Bei VIP-Unterbringung: 60 %.

**1.3. Kostenfrei:** Studentinnen und Schwangere, die sich zur Adoptionsfreigabe verpflichten und ausgewählte einkommensschwache Frauen.

Der letzte Absatz umfasste die Schwangerenbetreuung und Entbindung im KiZ einschließlich täglicher Testung aller Mitarbeiter und Patientinnen vor jedem Kontakt. Da die Preuss-Stiftung den größten Anteil zur Finanzierung beitrug, behielt sie sich ein punktuell Mitspracherecht vor.

Anna bat sich Bedenkzeit aus.

»Selbstverständlich, meine Liebe. Ich hoffe, du wirst dich nach kurzer Überlegung richtig entscheiden.« Mechthilds süße Rasierklingenstimme peitschte Annas Blutdruck hoch.

»Sonst?«

MP blieb ausdruckslos. »Es wäre doch schade, wenn das personelle Potenzial einer so hochkarätigen Institution für Rio-Routinebetreuung statt für die Aufgaben genutzt würde, für die deine Belegschaft ausgebildet ist. Ich würde zutiefst bedauern, wenn man für das KiZ die allgemeine Planung für medizinische Einrichtungen umsetzen müsste. Vorläufig konnte ich das verhindern, aber ...«

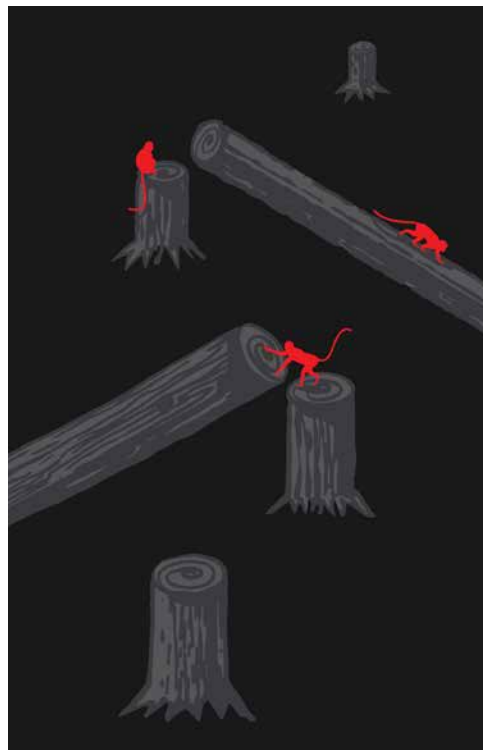
»Ach so ist das!«, presste Anna durch die Zähne. Zuckerbrot fressen – sonst Peitsche. Vor ihrem inneren Auge: das KiZ-Team, verummmt wie Mondlandende, Rio-Patienten blutig schäumen-des Sekret absaugend. Annas Wut kroch vom Solarplexus kopfwärts und kondensierte zu kalter Rachgier. »Verstehe!«, sagte sie. »Und du weißt, meine Liebe, ich helfe ja gern. Außerdem habe ich vollstes Verständnis dafür, dass ihr in der Pandemiebekämpfung Boden gutmachen wollt, nachdem euer Ministerium das wissenschaftliche Bulletin zur Einreise von Brasilienheimkehrern eine ganze Woche ignoriert und damit wertvolle Zeit verloren hat. Acht Tage, in denen täglich Schwangerschaften entstehen konnten ...« Sie biss sich auf die Zunge, zu spät. MPs linkes Unterlid zuckte, ebenso der rechte Mundwinkel. Dann entlud sich die Spannung in einem schrillen Auflachen. »Touché, Anna, eins zu null für dich!« Sie beugte sich vor. »Bitte verzeih meinen dämlichen Erpresserreflex. Ich schätze dich auch deshalb, weil du dich nicht unter Druck setzen lässt, sondern überzeugt werden willst. Das Projekt ist sinnvoll, und ich brauche dich. Fachlich und menschlich!«

Annas Zorn zerstob, doch ein Restgroll blieb.

MPs Stimme wurde leise und schmeichelnd. »Und was die verlorene Woche betrifft, hast du leider recht. Niemand ist darüber so sauer wie ich. Männer machen manchmal Mist. Meiner auch.

Das Bulletin hat er mir leider verschwiegen. Diesen Lapsus im Nachhinein offenzulegen, wäre ein gefundenes Fressen für Aris politische Gegner, es hätte niemandem genützt, aber viel Vertrauen zerstört. Bitte glaub mir, so was wird nicht mehr passieren.«

Anna schalt sich der Blauäugigkeit, doch sie glaubte MP. Und das Projekt war gut.





## 12. Dezember (Kapitel 29)

*(Im Studio stehen fünf Plexiglaskabinen mit Entlüftung. Der Moderator Mirko Franz befindet sich in der Mitte.)*

**Moderator:** »Herzlich willkommen in der heutigen Ausgabe von *Gnadenlos* beleuchtet. Einmal mehr geht es in meiner Sendung um das Krisenmanagement der HeLiPa-Pandemie. Zwar wurde die Ausbreitungsgeschwindigkeit durch die Maßnahmen gebremst, aber noch immer stecken sich täglich tausende Menschen an, und was die Bürger besonders beunruhigt, ist, dass in ungefähr einem Fünftel der Fälle schwere Entzündungen des Gehirns auftreten, deren Langzeitfolgen nicht absehbar sind. Deshalb ist sich die Politik ungewohnt einig, dass strikte Maßnahmen zur Eindämmung des Infektionsgeschehens notwendig sind. Über die Art der Maßnahmen wird allerdings auch diesmal gestritten. Ich freue mich sehr, den Bundesminister für Gesundheit und Katastrophenschutz, Herrn Arian Preuss, zu begrüßen, der uns unter anderem nähere Informationen über die kontrovers diskutierte Einführung des sogenannten Rio-Bracelet geben wird.«

*(Hält ein uhrenförmiges Gebilde mit buntem Plastikarmband in die Kamera.)*

»Das Gerät ermöglicht nicht nur die Ortung, sondern auch eine lückenlose Aufzeichnung des Bewegungsprofils der Armbandträger:innen. Das Abnehmen löst einen Alarm aus. Als weitere Gäste darf ich Ihnen vorstellen: die Psychoanalytikerin und Familientherapeutin Frau Dr. Karina Müller-Riefenstein in der Glaskabine rechts, zu meiner Linken den Autor, Journalisten und Blogger Mischa Hoger.«

*(Lächelt in die Kamera.)*

»Ohne einen ausgewiesenen Experten wäre eine Sendung zum

Thema HeLiPa-Pandemie nicht denkbar, und so heiße ich den Virologen Prof. Dr. Ralph Carstens willkommen, der auch die Bundesregierung wissenschaftlich berät. Last, not least freue ich mich, auf dem rechten Bildschirm den Vorsitzenden der Gewerkschaft der Polizei in Berlin, Herrn Ulf Keller zu begrüßen.«  
*(Wendet sich an Preuss.)*

»Herr Minister, bevor wir uns im Detail dem Rio-Bracelet zuwenden, würde ich gerne kurz die allgemeine Pandemiesituation diskutieren. Der Anstieg der Infektionszahlen ist noch immer beängstigend, obwohl Sie die Freiheitsrechte deutlich eingeschränkt haben.«

**Minister:** »Und was glauben Sie, wo wir ohne diese Einschränkungen mit unseren Neuinfektionen und Pandemietoten wären? Man sieht ja, wie die Zahlen durch die Decke gehen, wenn Staaten das liberal handhaben. Auf der anderen Seite zeigt ein Blick nach China oder Singapur, wie ein straffes Supervisions- und Datenmanagement mit konsequenter Sanktionierung von Verstößen die Infektionsraten senkt.«

**Moderator:** »Das sind überwiegend autoritäre Staaten. Ist so ein Umgang mit den Bürgern im Rahmen einer Demokratie denkbar? Und würde das nicht unsere Gesellschaft spalten?«

**Minister:** »Die Demokratie mag uns alternativlos erscheinen, aber man muss sie sich leisten können. Und gespalten wird die Gesellschaft von Themen, über die man zu lange diskutiert.«

**Moderator:** »Interessant. Die Bewegung der sogenannten WissenSSchaffer behauptet, Sie würden die Demokratie abschaffen ...«

**Minister:** »und wir hätten das Virus von China gekauft und in Brennpunkten verteilt. Das sind durchgeknallte Zyniker.«

**Moderator:** »Da widerspreche ich nicht; allerdings weisen die WissenSSchaffer zu Recht darauf hin, dass auch in dieser Pandemie arme Menschen wieder mehr leiden als Wohlhabende.«

**Minister:** »Das muss ich leider mit Bedauern bestätigen. Aber Wohlstand ist nun mal nicht homogen verteilt; und wer wenig verdient, fährt auch kleinere Autos, ohne dass das als gesellschaftlicher Missstand beklagt wird. Aber sehen Sie unser Sozialsystem doch einmal im internationalen Vergleich mit der sogenannten westlichen Welt. Wir kümmern uns auch um Menschen, die zum wirtschaftlichen Wohlstand nichts beitragen – und zwar nicht nur in der Pandemie! Manche Bürger dieses Landes wissen nicht zu schätzen, wie sie bei uns von Vater Staat gepampert werden. Und wenn das so ist, muss man als Regierung auch mal ein Machtwort sprechen dürfen.«

**Moderator:** »Das ist eine gute Überleitung zum Thema Rio-Bracelet. Herr Minister, laut Gesetzesentwurf soll bei zwei Zielgruppen das permanente Tragen des Bracelet behördlich angeordnet werden: bei Bürger:innen, die nachweislich gegen die Rio-Regeln verstoßen haben, und bei Menschen mit hochgradiger Einschränkung ihrer geistigen Fähigkeiten, beispielsweise durch die Alzheimerkrankheit.«

**Blogger:** »Das Alzband für Demente und Unbotmäßige!«

**Moderator** (*lacht gequält*): »Darauf kommen wir später zurück. Zuerst möchte ich Herrn Preuss die Gelegenheit geben, uns und den Zuschauern zu erklären, warum er sich für das Rio-Bracelet einsetzt. Damit gehen Sie ja einen deutlichen Schritt auf dem Weg in einen Überwachungsstaat.«

**Minister:** »Lieber Herr Franz, unser Anliegen ist nicht, unsere Bürger zu überwachen, sondern sie zu schützen. Für Demente oder orientierungslose Menschen bietet die elektronische Auffindbarkeit einen Schutz vor sich selbst. Bei Personen, die nachweislich und mehrmals die Regeln bewusst verletzt haben, bietet das Bracelet einen Schutz für unsere Mitbürger. Eines wissen wir aus Erfahrung: Personen, die das Leben anderer Menschen für

die Befriedigung eigener Bedürfnisse aufs Spiel setzen, tun das nicht etwa nur einmal – und bisher konnten sie sich darauf verlassen, dass man sie in der Regel nicht erwischte. Dem können wir nur Einhaltung gebieten, wenn der Regelbrecher weiß, dass er unter kontinuierlicher Supervision steht.«

**Moderator:** »Herr Keller, befürworten Sie als Vorsitzender der Polizeigewerkschaft das Bracelet, und glauben Sie, dass diese Maßnahme Ihren Kollegen künftig die Arbeit erleichtert?«

**Polizeigewerkschaftler:** »Die Antwort ist zweimal Ja, ohne Wenn und Aber. Wenn wir bei Regelverstößen nur dududu machen dürfen, können wir nicht die Aufgabe erfüllen, unsere Bürger zu schützen. Außerdem kündigen uns reihenweise Kollegen und suchen sich einfachere Jobs.«

**Moderator:** »Was macht den Beruf des Polizisten in dieser Krise so schwierig?«

**Polizeigewerkschaftler:** »Schon vor der Pandemie hatten wir mit unserer knappen Personaldecke oft Mühe, die zunehmende Gewalt auf den Straßen, aber auch im privaten Raum einzudämmen. Seit der HeLiPa-Pandemie ist das Brutalitätspotenzial in der Gesellschaft noch mal erheblich angestiegen, im letzten Quartal wurden neununddreißig Prozent mehr Körperverletzungsdelikte verzeichnet. Aggressivität entsteht regelhaft, wenn man Menschen in ihrem Bewegungsspielraum einschränkt, besonders in den Brennpunktvierteln, die mittlerweile ja bis zu vierzig Prozent unserer Großstädte ausmachen. Aber es gibt auch wohlhabende Wutbürger, die sich ihre Poolparty nicht verbieten lassen. Oft müssen die Kollegen sich beleidigen und bedrohen lassen. Und bei der Auflösung verbotswidriger Zusammenkünfte kommen sie in physischen Kontakt mit Gewalttätigen.«

**Moderator:** »Wie viele Kollegen haben sich bereits angesteckt?«

**Polizeigewerkschaftler:** »Insgesamt waren es 198 Fälle, davon

sind fünfzehn Kolleginnen und Kollegen an HeLiPa verstorben, vier Mütter und elf Väter kleiner Kinder.«

**Moderator:** »Da kann man verstehen, dass Beamte den Beruf wechseln wollen. Herr Keller, was wird sich mit dem Bracelet konkret für Ihre Kollegen ändern?«

**Polizeigewerkschaftler:** »Wir haben damit die Möglichkeit einer zentralen Überwachung des Bewegungsprofils über zwei Ansätze: erstens personenbezogen als systematische Stichprobe bei Menschen, die bereits auffällig waren; oder ortsbezogen bei gezielten Hinweisen, z. B. auf Zusammenkünfte, Demos, Partys usw. Dann können wir am Computer sehen, wer und wie viele sich dort aufhalten.«

**Moderator:** »Aber wenn Ihnen zum Beispiel eine Randal-Demo gemeldet wird oder eine Zusammenkunft von Leuten, die Schaufenster und Autos demolieren, dann müssen Sie doch trotzdem Ihre Beamten dort hinschicken?«

**Polizeigewerkschaftler:** »Klar, und wenn wir anrücken, heißt es natürlich ›Achtung, die Bullen kommen!‹, und viele hauen ab. Aber solche Randalierer sind oft Wiederholungstäter. Bislang konnten nach Zusammenkünften von einigen Hundert Gewaltbereiten teilweise nur ein paar Dutzend strafverfolgt werden. Und zwar, weil wir auf die Schnelle nicht genügend Personalkapazität hatten, um die Festnahme und Personalienfeststellung durchzuführen. Mit dem Bracelet können wir die Träger:innen ohne physischen Kontakt erfassen und den Tatbestand der Regel-Missachtung strafrechtlich verfolgen.«

**Moderator:** »Herr Keller, ich danke Ihnen herzlich für diesen beeindruckenden Einblick in die Polizeiarbeit, deren Beitrag zur Bewältigung der Rio-Krise man gar nicht hoch genug schätzen kann.« *(Moderator dreht sich nach links.)*

»Herr Hoyer, Sie sind bekennender Digital-Affiner, dennoch scheinen Sie das Rio-Bracelet abzulehnen. Warum?«

**Blogger:** »Bis vor Kurzem lebten wir in einem Zeitalter postmittelalterlicher Dignoranz, und zwar durch die Sturheit vorgealterter, meist männlicher Politiker ...«

**Moderator:** *(unterbricht):* »Ist das jetzt nicht ein bisschen altersdiskriminierend?«

**Blogger:** »Zu wenig Vigilanz, Herr Franz! Ich habe weder gesagt noch gemeint, es sei eine Frage des Alters, ob man ein Digi-Dino ist! Ich sprach vielmehr von vorgealtert; und damit meine ich ein verkrustetes Mindset, das jede Veränderung ablehnt, die mit Umdenken verbunden ist – überwiegend aus Bequemlichkeit. Diese mentale Sklerose tritt bei manchen Menschen leider schon in der Jugend auf.«

**Moderator:** »Sie sagten, wir hätten *bis vor Kurzem* in der Dignoranz gelebt. In welchem Zeitalter leben wir jetzt?«

**Blogger:** »Wir rutschen quasi übergangslos von der Digitalphobie in die Sinokratie. Dass die chinesische Methode der totalen Kontrolle des gläsernen Menschen punktuell funktioniert, hat sich ja schon früher im chinesischen Pandemiemanagement gezeigt. Nachdem wir hierzulande über Jahrzehnte auf angeblichen analogen Freiheiten beharrt haben, die uns in Wirklichkeit zu Sklaven einer veralteten Technologie machten, stolpern wir jetzt plötzlich klaglos in den Digi-Terrorismus, der aktenkundig festhält, in welche Bedürfnisanstalt wir wann pinkeln gehen.«

**Minister:** »Unsachliche Polemik!«

**Moderator** *(hebt beschwichtigend die Hände):* »Vielen Dank, meine Herren, einmal mehr zeigt unsere Sendung, wie fundamental verschieden derselbe Sachverhalt aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden kann. Abgesehen von der Rechtslage sind wir ja alle Demokraten und wollen gerne verstehen, ob die wissenschaftliche Begründung eine so eingreifende Maßnahme rechtfertigt. Herr Prof. Carstens?«

**Virologe:** »Na ja, dieses Virus nutzt gnadenlos sämtliche

Schwachstellen in der Kette der Infektionsverhütung. Jeder überflüssige Kontakt kann Leben gefährden. Wenn man die Infektionszahlen und die Fallsterblichkeit betrachtet – selbst unter den bestehenden Maßnahmen –, dann braucht man weder Fantasie noch mathematische Modelle, um sich auszurechnen, was passiert, wenn wir es so laufen lassen wie bei Corona.«

**Moderator:** »Damals wurden schon die anonyme Verfolgung von Mobilitätsdaten und die Warn-App von Datenschützern kritisiert ...«

**Virologe:** »Genau. Mit zunehmender Dauer der Beschränkungen machte sich eine fortschreitende Pandemiemüdigkeit breit, und die Maßnahmenmissachtung nahm stetig zu. Je nach aktueller Wahlkampflage hat die Politik seinerzeit regional unterschiedlich reagiert; insgesamt wurde aber der abnehmenden Compliance ziemlich tatenlos zugesehen. Dabei war COVID-19, gemessen an HeLiPa, wie ein Schnupfen im Vergleich zu einer schweren Lungenentzündung. Seinerzeit gab es zwar mehr Infektionen, aber die Erkrankung verlief ungefähr zehnmal weniger tödlich – und sowohl die Krankheitsdauer als auch die Zeit, in der Patienten andere anstecken konnten, waren deutlich kürzer. Und es gab Impfstoffe als Wellenbrecher.«

**Moderator:** »Frau Dr. Müller-Riefenstein, wie verhält es sich aus psychologischer Sicht mit der Bereitschaft der Bürger, sich von der Politik Einschränkungen auferlegen zu lassen?«

**Psychologin:** »Also, ich fand es schon in den Zwanzigerjahren unangemessen, denjenigen Politikern ihre Umsicht vorzuwerfen, die nicht gleich in hektischem Aktionismus Bürgerfreiheiten beschnitten haben. Es war seinerzeit genau richtig, dass man sehr sorgfältig die Gefährdung der Allgemeinheit gegen den Nutzen eines aggressiven Eingriffs in die Freiheitsrechte des Individuums abgewogen hat ...«

**Minister (unterbricht):** »Mit Verlaub, Frau Doktor, es ist ein wesentlich aggressiverer Eingriff, jemandem einen Tubus in die Luftröhre zu rammen, weil der sonst elend erstickt. Und denken Sie ernsthaft, mit Schläuchen in allen Körperöffnungen wäre die persönliche Freiheit nicht eingeschränkt?«

**Blogger:** »Super Stichwort! Da sollte man vielleicht noch mal Karlsruhe fragen, was es denn auf sich hat mit der Menschenwürde und der körperlichen Unversehrtheit, wenn man einen Feuermelder verpasst kriegt, den man 24/7 am Körper tragen muss, weil er beim Abnehmen einen Alarm auslöst?«

**Minister (unwirsch):** »Daran haben wir natürlich gedacht. Man kann das Armband einmal täglich für eine Viertelstunde abnehmen, beispielsweise, wenn es beim Duschen stört; und für diese Zeit kann die Alarmfunktion ausgeschaltet werden.«

**Blogger:** »Na toll! Und nehmen wir mal an, ich habe diese Viertelstunde schon fürs Duschen verbraucht. Muss ich mich dann meiner Partnerin im Bett mit einem kratzigen Plastikarmband zumuten? Falls sie das nicht mag, soll ich etwa ungeduscht bleiben und das Teil ablegen, wenn wir Sex haben – mit dem ich dann aber in fünfzehn Minuten fertig werden muss? Wenn nicht, schrillt das Schmuckstück los, und ich kriege vor Schreck einen Herzinfarkt. Der kann dann nicht rechtzeitig behandelt werden, weil die Intensivstationen mit Rio-Patienten belegt sind.«

**Minister (mit klopfender Schläfenader):** »So ein Quatschkonstrukt! Das Bracelet ist wasserfest und kratzt überhaupt nicht.«

**Blogger (unterbricht):** »Schon im Bett probiert?«

**Minister (zieht den linken Mundwinkel nach unten):** »Um Ihnen auf Ihrem Gossenniveau entgegenzukommen, hier ist mein Tipp: Wenn Sie Wert auf Sex ohne Armband legen oder mit Armband nicht können, dann halten Sie sich einfach an die Rio-Regeln!«

**Moderator** (*verschränkt die Hände und beugt sich vor*): »Meine Herren, das Thema Sex sollten wir an dieser Stelle nicht vertiefen ...«

**Virologe** (*unterbricht*): »Oder vielleicht doch, aber in etwas seriöserem Kontext. Ich habe auf einem Pre-Print-Server eine neue Studie gefunden, die nahelegt, dass der genitale Sekretaustausch bei ungeschützten Sexualkontakten eine bedeutsamere Infektionsquelle darstellt als bislang angenommen – zusätzlich zur unvermeidlichen physischen Nähe!«

**Moderator** (*fährt sich durch die Haare*): »Herr Prof. Carstens, das ist natürlich wahnsinnig spannend, aber vielleicht sollten wir da die endgültige Publikation abwarten. Für die heutige Sendung würde ich gerne beim Rio-Bracelet bleiben. Frau Dr. Müller-Riefenstein, was meinen Sie, wie sich eine solche Verordnung insgesamt auf die Befindlichkeit in der Gesellschaft auswirken könnte?«

**Psychologin**: »Gut, dass Sie das ansprechen. Wissenschaftler vergessen immer wieder, was so eine Ausnahmesituation mit uns als Menschen macht. Wir müssen berücksichtigen, dass Einschränkungen unsere gesamtgesellschaftliche Seele verändern können, wenn wir sie als unverhältnismäßig empfinden. Wenn das Individuum spürt, dass es als solches nicht wahrgenommen oder nicht ernst genommen wird, dann fühlt es sich dieser Gemeinschaft auch nicht mehr verpflichtet. Es wird bei vielen Bürgern eine tiefe emotionale Verunsicherung auslösen, wenn ihnen auf diese Weise die Machtlosigkeit des Individuums gegenüber einem gnadenlosen Staat demonstriert wird.«

**Minister** (*rollt mit den Augen*): »Sorry, Frau Doktor, aber das finde ich jetzt total gnadenloses Psychopathos ...«

**Moderator**: »Bei allem Respekt, Herr Minister, wie Sie wissen, ist die kontroverse Diskussion in dieser Sendung willkommen – aber bitte ohne persönliche Diskreditierung! Es ist mir ja immer

wichtig, alle Probleme ganzheitlich aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten. Deshalb möchte ich noch einmal den Virologen um ein Statement zu folgender Frage bitten: Sind wir aus epidemiologischer Sicht mit dem derzeitigen Stand der Pandemie in einer so verzweiferten Situation, dass solch ein Eingriff in die Freiheit des Einzelnen gerechtfertigt ist?«

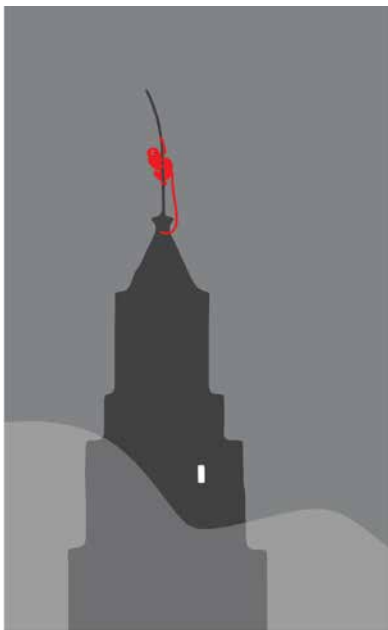
**Virologe**: »Wissenschaftlich betrachtet ist die Sachlage einfach. Wir sind hart an der Grenze unserer medizinischen Kapazitäten. Trotz Umfunktionierung medizinischer Einrichtungen wie Spezial- oder Rehakliniken findet die Patientenversorgung teilweise in Zeltlazaretten und Containern statt. Davon abgesehen gibt es einen bedrohlichen Personalmangel im ärztlichen und pflegerischen Bereich. Ohne weitere Kontaktbeschränkung werden wir in Kürze so weit sein, dass die massenhafte Triage unumgänglich wird. Triage heißt, wir Ärzte müssen entscheiden, welche Patienten wir noch behandeln können und welche wir sterben lassen. Als Arzt und Virologe begrüße ich jedes Tool, mit dem sich das verhindern lässt – also auch das Bracelet. Als Privatperson mit politischem Bewusstsein sehe ich jeglichen Eingriff in die persönliche Freiheit mit zwiespältigen Gefühlen; und bin heilfroh, dass ich solche Entscheidungen nicht treffen oder verantworten muss.«

**Moderator**: »Dann möchte ich zum Schluss noch einmal den Entscheidungsträger zu Wort kommen lassen. Herr Preuss, wir wissen alle, dass Sie im Wahlkampf sind. Befürchten Sie nicht, dass diese Aktion Sie Stimmen kosten könnte?«

**Minister** (*richtet sich auf und hebt beide Hände*): »Ach, wissen Sie, wir befinden uns mitten in einer historischen Krise. Da bleibt keine Zeit, Gedanken an persönliche Ambitionen zu verschwenden. Ich werde mich in meinem Handeln ausschließlich daran orientieren, ob es dazu geeignet ist, diese Pandemie unter Kon-

trolle zu bringen. Falls mich das Wählerstimmen kostet, muss ich das in gebotener Demut akzeptieren.«

**Blogger:** »Amen, halleluja!«



Erste Auflage 2022

© 2021 Unken Verlag GmbH, Karlsruhe  
Umschlag und Illustrationen: Daniel Horowitz, Paris  
Lektorat Dr. Felicitas Igel  
Foto: Claus Sautter  
ISBN 978-3-949286-07-0

[www.unken-verlag.de](http://www.unken-verlag.de)

Amazonah beschreibt ausschließlich Erfundenes.

Ähnlichkeiten mit realen Personen oder Begebenheiten sind zufällig.

Die Gestaltung des Buches weicht von dieser Leseprobe ab.

## Lou Bihl

### Autorin und Verlegerin



Lou Bihl wurde 1951 in Freiburg geboren. Sie ist Ärztin und Verfasserin zahlreicher wissenschaftlicher Artikel und Buchbeiträge. Seit dem Rückzug aus dem Berufsleben widmet sie sich ganz dem literarischen Schreiben. 2020 gründete sie in Karlsruhe den Unken Verlag.

## Im Gespräch über »Amazonah«

**Glauben Sie, dass Leser:innen schon bereit sind, sich mit einer Pandemie-Geschichte unterhalten zu lassen?**

Die Pandemie ist nur ein Bild für den menschlichen Umgang mit Krisen, die bekanntlich sowohl die besten als auch die schlechtesten Charakterzüge im Menschen ans Licht bringen. HeLiPa ist wie ein Brennglas, unter dem politische und soziale Entwicklungen deutlicher sichtbar werden.

**Das HeLiPa-Virus ist zwar fiktiv, hat aber ein reales Vorbild. Was ist neu und anders an diesem Virus?**

Ein Virologe brachte mich auf das Henipa-Virus, das Mitte des 20. Jahrhunderts in Australien und um die Jahrtausendwende in Südostasien nachgewiesen wurde und hauptsächlich Menschen betraf, die beruflich engen Kontakt zu Tieren hatten. Von den Infizierten starben 30 bis 70 Prozent. Für eine weltweite Pandemie musste ich diesem Virus einige Veränderungen andichten, z.B. eine leichtere Übertragbarkeit durch die Luft und eine verminderte Sterblichkeit. Wenn ein Virus zu tödlich ist, limitiert es sich selbst, da die Wirte ausgehen.

**Wie realistisch ist das von Ihnen entworfene Szenario?**

Zwar haben Romanautoren die Freiheit, Szenarien zu erfinden, die einem Faktencheck nicht standhalten müssen; für Amazonah wollte ich dies Privileg aber nur bedingt nutzen und eine Geschichte erzählen, die

sich soweit an bestehenden Realitäten (hier Henipa) orientiert, dass sie sich plausibler Weise so abspielen könnte, wie beschrieben.

**Der Roman entstand während der Corona-Pandemie. Wurden Sie manchmal bei der Gestaltung Ihrer zukünftigen Pandemie von den aktuellen Ereignissen überholt?**

Das ist ein prinzipielles Problem von Dystopien: Was man heute als düstere Prognose empfindet, kann schon morgen harmlos erscheinen. In Amazonah wird das Zukunftsszenario einer Gesellschaft, die neben tausenden Toten plötzlich mit einer großen Zahl von geistig Behinderten fertig werden muss, soweit angedeutet, sodass den aufmerksamen Leser ein stilles Grauen packt. Ob solche leisen Töne in einer Zeit, die uns täglich mit den Gräueln eines Krieges mitten in Europa konfrontiert, noch durchdringen, kann man nicht wissen.

**In Amazonah sind seit der Corona-Pandemie zehn Jahre vergangen. Was hat die Menschheit in der Zwischenzeit gelernt?**

Einiges, aber zu wenig. In Amazonah verfügt man über ausreichend medizinisches Material, doch es fehlt einmal mehr das Personal. Nach Corona hat man wieder am Gesundheitswesen gespart und die Warnungen ignoriert, dass der Ausbruch neuer Pandemien nur eine Frage der Zeit sei. Ähnlich wie beim Klimawandel oder im politischen Umgang mit Abhängigkeiten von autokratischen Staaten, gibt es in der Rückschau genügend Indizien, anhand derer man die weitere Entwicklung hätte voraussehen können.

**Worin sehen Sie die Ursachen für diesen Mangel an menschlicher Lernfähigkeit?**

Eine Hauptursache ist die Gier. Für kurzfristige materielle Vorteile nimmt man langfristige Katastrophen in Kauf, siehe Klimawandel und Abhängigkeit von Lieferanten. Eine weitere Ursache liegt in der DNA der menschlichen Psyche: Wir sehen mitunter nur die Dinge, die wir sehen wollen. Und selbst, wenn wir sie sehen, erkennen wir mitunter ihre Bedeutung nicht. In der Medizin gibt es dafür den Begriff Seelenblindheit.

**Warum kommt uns das Rollenverhalten der in Ihrem Roman beschriebenen Politiker und anderen Verantwortlichen so erschreckend bekannt vor?**

Die menschlichen Verhaltensmuster ändern sich nicht im gleichen Tempo wie die technischen Entwicklungen. Wir haben gelernt, eine wachsende Flut von Informationen in kürzerer Zeit zu verarbeiten, nicht aber, diese Informationen so zu filtern, dass wir die richtigen Schlüsse daraus ziehen. Ein weiteres Thema des Romans ist der Umgang des Menschen mit der Macht. Sie zu erringen oder zu bewahren ist seit Urzeiten eine dominierende Motivation menschlichen Handelns, die in der Politik besonders deutlich wird. Der Umgang mit Macht hat sich im Laufe der Zeit nur graduell verändert, verfeinert haben sich die Instrumente.

**Wie hat sich das gesellschaftliche Leben gegenüber heute verändert?**

In den zwanzig-dreißiger Jahren ist die Schere zwischen arm und reich weiter aufgegangen. Das Aggressionsniveau ist gestiegen. Insgesamt hat sich das meteorologische Klima weiter erwärmt, während das soziale Klima sich deutlich abgekühlt hat.

**In Ihrem Roman bestimmen starke Frauen die Handlung und es gibt einen Club namens Females For Future? Was machen Frauen besser?**

Dieser Frauenclub hat sich zum Ziel gesetzt, die weibliche Perspektive in alle Schlüsselstellen der Politik einzubringen. Weltweit gibt es in der Politik eine neue Generation alter Männer, die sich das Patriarchat zurückwünschen. Ich glaube, Frauen haben ein anderes Verhältnis zur Macht, sie ist weniger Selbstzweck als Option zur Gestaltung.

**Bei Amazonah hat – wie schon bei Ihrem ersten Roman *Ypsilons Rache* der New Yorker Künstler Daniel Horowitz die Gestaltung des Umschlags übernommen. Was verbindet Sie mit dem Künstler und wie kamen Sie auf die Idee, das Buch zusätzlich mit Illustrationen zu versehen?**

Daniel Horowitz hat die Begabung, Texte oder Anliegen, die man ihm als mögliche Bildmotive kommuniziert, zu ihrer Essenz zu destillieren. Er kreist das Thema so lange ein, bis es »klick« macht. Bilder können die

sprachliche Vermittlung von Inhalten auf eine sinnliche Weise ergänzen, die jenseits von Worten die Stimmung und die Atmosphäre in der Story erlebbar macht. Hier gehören die Bilder sogar zur Handlung, da die Protagonistin des Romans selbst Illustrationen zeichnet.

**Am Ende von Amazonah steht zwar ein Impfstoff gegen das HeLiPa-Virus, der die Pandemie allerdings nicht beendet. Auch alle Hauptpersonen stehen am Ende Ihres Romans vor einer ungewissen Zukunft. Werden Sie die Geschichte(n) in einem zweiten Band fortschreiben?**

Das war ursprünglich die Absicht, es gibt noch viel Material. Aber das Buch entstand vor Beginn des Ukrainekrieges und ich bin mir nicht sicher, ob in Anbetracht dieser »Zeitenwende« das Thema Pandemie in näherer Zukunft noch so spannend, bzw. aktuell ist, wie zur Zeit der Romanentstehung.

**Welchem Genre rechnen Sie Ihren Roman zu?**

Formal gehört dieser Roman zum Genre der Dystopien. Dys-topos steht für einen schlechten Ort. Leser:innen mögen beurteilen, ob Amazonah eine »lupenreine« Dystopie ist – oder der Hoffnung Raum lässt, Empathie und Engagement könnten den schlechten Ort zu einem besseren machen.

**Welche Zielgruppen wollen Sie mit Amazonah besonders ansprechen?**

Menschen, die sich für soziale, gesellschaftliche und gesundheitspolitische Entwicklungen interessieren und sich damit auseinandersetzen, dass ohne wesentliche Verhaltensänderungen die Zukunft der Menschheit in Frage steht. Außerdem: Leser:innen, die auch bei ernststen Themen das Augenzwinkern nicht verlernen.

Das Gespräch führte Verlagsberater Andreas Pawlenka aus Kronberg.

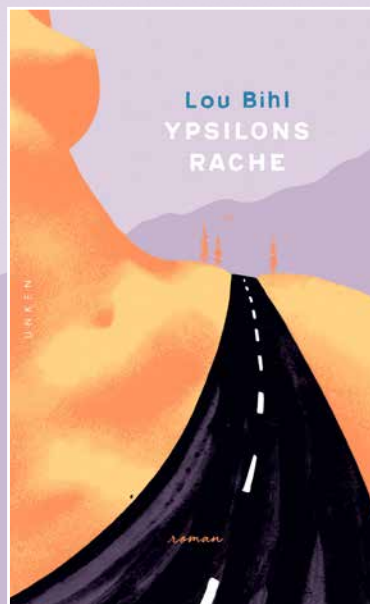
## WERDE, WER DU BIST!

Ein besonderes Sabbatjahr sollte es werden: Prof. Kristian Starck, zweifacher Vater, freundschaftlich geschieden, plant sein Coming-Out als Transfrau, als ihn die Diagnose Prostatakrebs mit der Endlichkeit des Lebens konfrontiert. Die Rache seines Y-Chromosoms? Ein wilder Roadtrip zur eigenen Identität beginnt.

**»DIESER ROMAN MACHT ETWAS SICHTBAR.**

Und von solchen Romanen brauchen wir noch viel mehr.«

**BAYERISCHER RUNDFUNK**



**Gleich reinlesen!**

Lou Bihl: Ypsilons Rache  
Gebunden, 289 Seiten, € 22  
Auch als E-Book erhältlich.  
ISBN 978-3-949286-00-1

**WWW.UNKEN-VERLAG.DE**





*Amazonah ist eine Vorschau auf die künftige Entwicklung aktueller Probleme: Heißes Wetter, soziale Kälte, politische Skrupellosigkeit und eine neue Pandemie. Doch es zeigt auch die Kraft der Liebe in Zeiten der Krise – und was Frauen zu deren Bewältigung befähigt.*

Chefgynäkologin Anna und Teilzeitreporter Ben begegnen sich bei einer Pressekonferenz. Unverhofft schlägt Amor zu. Doch dann schwappt eine tückische Pandemie vom Amazonas über die Welt.

Gesundheitsminister Arian Preuss will »Landesvater« werden; hemmungslos nutzt er die Krise für den Wahlkampf, unterstützt von Ehefrau Mechthild Petri. Die ehrgeizige Staatssekretärin zieht Anna in einen politischen Strudel, der ihr Glück mit Ben gefährdet.

ISBN 978-3-94928-607-0

U N K E N